

Die «Deutsche Adria-Zeitung» erscheint täglich morgens, auch sonntags. Bezugspreis: in Italien monatlich Lire 25,-, im Reich monatlich RM 3,- zuzüglich RM 0,42 Zustellgebühr. Bestellungen aus Italien an den Verlag, im Reich bei jeder Postanstalt, Postverlag, oder Klagenfurt 2. Zuschriften aus dem Reich und von Wehrmacht- und Einsatzdienststellen müssen mit dem Luftvermerk: «Durch Deutsche Dienstpost Adria» versehen werden. Z. Zt. ist Preisliste 1 v. 1.1.44 gültig.

S. i. a. p.
Biblioteca Comunale
"Vincenzo Köppl"
Udine
Via Bartolini VZI

DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG

TRIEST, Montag 5. Juni 1944

Verlag und Schriftleitung: Triest, Piazza Goldoni 1. Fernsprecher Triest u. auswärtige italienische Gespräche Zivil-Netz (Telve) Nr. 00523 u. 93808; für auswärtige deutsche Gespräche, über Militär-Netz N. 210. Berliner Schriftleitung: Berlin W. 8. Jägerstrasse 70. Tel. 11 26 17. Bankkonto: Sparkasse der Stadt Triest. Postcheck: Triest Nr. 11/6007. In Deutschl. Postcheckkonto der Dresdner Bank, Berlin Nr. 800 mit Angabe «für Deutsche Adria-Zeitung, Triest», Kto 642 111.

Preis L. 1,-, im Reich 20 Rpf.

Nr. 142 - Jahrgang 1

Kein Ersatz für eine zweite Front

STOCKHOLM
«Lasst uns der Wahrheit über den italienischen Feldzug ins Auge sehen», erklärt Hauptmann F. G. Mikschet in der Londoner Zeitschrift «Picture Post» und tritt den Beweis an, dass die Invasion Italiens von allen Gesichtspunkten aus als ein Fehlschlag für die Alliierte Kriegsführung zu bezeichnen ist.
In seitenlangen Ausführungen führt Hauptmann Mikschet bereits in Spanien gekämpft hat, u. a. aus: «Das grosse Ziel der Strategie ist es, die Hauptkräfte des Feindes zu vernichten. Dies ist in Italien unmöglich. Die Alliierten versuchen in Italien die Kampflinie durch Frontalangriffe in Bewegung zu bringen. Aber es wurde kein Durchbruch erzielt. Selbst die Einnahme von Rom würde dem Kriege keine Wendung geben. Die wichtigste geographische Tatsache besteht darin, dass die Lombardei noch 500 km nördlich von Rom liegt und dass sich wieder dahinter die fast unpassierbaren Alpen erheben. Deshalb würde selbst die Besetzung ganz Italiens nicht entscheidend sein. Der Feldzug in Italien ist jedenfalls kein Ersatz für eine zweite Front».

Hunger auf Sardinien

MAILAND
Sardinien leidet nach Aussagen von Geflüchteten schlimmsten Hunger. Ein grosser Teil der auf Sardinien befindlichen italienischen Soldaten ist geflüchtet. Die auf der Insel verbliebenen Soldaten erhalten häufig keinerlei Verpflegung. Die anglo-amerikanischen Besatzungssoldaten behandeln sie wie Neger. Es besteht keinerlei Postverbindung zwischen Sardinien und dem vom Feind besetzten Südtal. Die Landpostverbindung nach Neapel dient ausschliesslich militärischen Zwecken. Handel und Wandel stockt überall, keinerlei Wiederaufbauarbeiten werden durchgeführt.

Bemerkungen zur Lage

Die innere Linie

V.O. Tag für Tag finden wir in den Spalten der neutralen und feindlichen Presse die Frage: «Wann kommt die Invasion, wann ist der Tag das?» Ähnlich ist es in den Gesprächen der breitesten Öffentlichkeit. Alle Welt wartet auf den Eintritt der Invasion als eines fest bestehenden Ereignisses. Was denkt man sich hier? Die Invasion kann doch niemals als eine Einzeloperation an einer bestimmten Stelle des grossen europäischen Kampfraumes in Erscheinung treten. Glaubt man wirklich, dass sie sich abspielt wie das Diebstahl-Unternehmen britischer Kommandotruppen, das am frühen Vormittag beginnt und am Abend erledigt wird? Nein, die kommende Invasion trägt ein anderes Gesicht. Vielleicht zieht sie bereits in den weiten, spannenden Kampfhandlungen, die in ihrer Gesamtheit die Invasion bedeuten. Das ORW nannte die dauernden Angriffe der alliierten Luftkräfte in Westeuropa die Vorbereitung der Invasion. Die Londoner Presse spricht von der Grossschlacht in Italien als dem Auftakt zur Invasion über den Kanal. Der «Manchester Guardian» hingegen erklärt kategorisch, der Weg nach Berlin führe niemals über Italien. Und das Blatt der bolschewistischen Armee, «Krasnaja Swesda», glorifiziert die Kämpfe im Cassino, gliedert die Kämpfe in Briten und Nordamerikaner halten nur ein Ziel, nämlich an Menschen und Material zu sparen. Gewiss ist der Kampf in Italien nur ein Ringen, das aus Fesselungsunternehmungen, wenn auch grossen Stillschreit, nicht wird. Im Westen der Invasion liegt aber begründet, dass aus jedem Einzelunternehmen sich eine grosse Schlacht entwickeln kann, wenn es die dazugehörigen notwendigen Bedingungen unerwartet findet.

Die Invasion ist ein umfassendes, ganz grosszügiges, gedachtes militärisches Unternehmen, das keineswegs schlagartig an einem Tage eingesetzt wird. Wie ein Schwarzwald, der bald hier, bald dort einen Stachel zeigt, so wird die Invasion in der inneren Linie operiert und in der Lage ist, jederzeit dort, wo sich schwere Kämpfe entwickeln, die nötigen Einheiten zu werfen. Das weiss

Der Feind erreichte sein operatives Ziel nicht

Erbittertes Ringen östlich von Rom - Jeder Meter Boden mit schwersten Verlusten erkauft

TRIEST

Go. Nach drei Wochen gewaltiger Anstrengungen vermochte der Feind seine Offensive in Süditalien in den Raum östlich von Rom vorzudringen. In dieser Zeit, von ihm verfolgt, Ziel, die deutschen Abwehrkräfte in Italien durch zahlreiche an verschiedenen Stellen geführte Offensiven aufzuspalten und zum Einsturz zu bringen. Die deutsche Führung hat in dieser Zeit keine Minute die Initiative aus der Hand gegeben, sondern war stets Herr der Lage, wenn es auch manchmal den Anschein hatte, dass der ungeheure feindliche Druck grössere deutsche Verbände aus der Front herausbrechen könnte. Vor allem konnte der Feind das nicht erreichen, was er mit seiner Fesselungs- und Ablenkungsstrategie grössten Stillschreit wollte, nämlich den Abzug deutscher Verbände von anderen Fronten Europas. Vielmehr wurde er in stets steigendem Masse selbst gezwungen, seine zweifellos beachtlichen Reserven in den Kampf zu werfen, der sich besonders in den letzten Tagen für ihn zu einer Abnutzungsschlacht grössten Ausmasses gestaltete. Er musste jeden blutigen Boden mit den schwersten blutigen Verlusten und Materialverlusten erkämpfen, er war schliesslich auch gezwungen, ausser seinen Hilfsvölkern seine eigenen Männer d. h. Engländer und

Amerikaner, mit denen er seither äusserst haushälterisch umgegangen war, in das deutsche Abwehrfeuer hineinzujagen.
Die deutschen Italienkämpfer haben in diesen drei Wochen in beispiellos harten Kämpfen und unter den grössten körperlichen Belastungen dem Feind den von ihm so heiss erstrebten operativen Erfolg versagt. Sie haben dem an Menschen und Material vielfach überlegenen Gegner eine handfeste Probe davon gegeben, was es für ihn bedeuten würde, wenn er Europa dort anheben würde, wo nicht mehr verhältnismässig schwache deutsche Kräfte stehen, sondern wo ein gewaltiges Befestigungswerk entstanden ist, das dem über die Angriffsfronten hinweg mehr die Entfaltung seiner materiellen Machtmittel in dem Umkreis gestattet kann, wie es auf dem italienischen Kriegsschauplatz der Fall war.
Der deutsche Italienkämpfer weiss, dass die Entscheidung dieses Krieges nicht auf jenem blutigen Schlachtfeld fallen wird, das er in den letzten drei Wochen sowohl waffenmässig als auch seiner seelischen Haltung nach absolut beherrscht hat und, dessen sind wir gewiss, auch weiterhin beherrschen wird. Er weiss, welche wichtige Aufgabe er in diesen Wochen auf dem italienischen Kriegsschauplatz zu erfüllen hatte, dessen Ergebnisse nur dann richtig beurteilt werden können, wenn wir uns vor Augen halten, dass unsere ungeschwächte militärische Schlacht bereit gehalten wurde, die nicht in Italien, sondern an einer anderen Stelle Europas geschlagen werden wird.
In diesem Zusammenhang verweisen wir auf die Meldung «Kein Ersatz für die zweite Front» an der Spitze der ersten Spalte dieser Seite.

Über die Kampfhandlungen liegen folgende Einzelheiten vor: Der nördliche Abschnitt des Tyrrhenischen Meeres kann es am wenigsten zu keinen grösseren Kampfhandlungen. Unsere Truppen vollzogen hier die vorgesehene Abzweigung auf den Tiber-Unterlauf, ohne hieran vom Feinde wirksam behindert werden zu können. Gegen ging das erbitterte Ringen in den Albanen Bergen, in deren Ausläufern sowie in der Campagna des ganzen Tag über weiter. Besonders schwer waren die Kämpfe bei Rocca di Papa und dem Monte Mario. Von verstärkten Artillerieeinheiten unterstützt, stürmten die feindlichen Truppen fast ohne Unterbrechung gegen diesen Bergstock an, der von seiner deutschen Besatzung derart zäh verteidigt wurde, dass die anglo-amerikanischen Angriffswellen immer wieder unter schweren Verlusten zurückgeworfen, bis es ihnen schliesslich gelang, die deutsche Besatzung auszuweisen. Aber selbst noch zu diesem Zeitpunkt dachten die deutschen Verteidiger nicht daran, den Widerstand aufzugeben. Sie hielten ihre Stellungen, bis die letzte Munitionsreserve verbraucht war und schlugen sich dann mitten durch den Feind zu den eigenen Linien durch.
Zur gleichen Zeit erneuerten die Anglo-Amerikaner ihre Versuche, aus dem Raum von Valmontone weiter nach Nordosten vorzustoßen. Sie setzten zu diesem Zweck schnell herangeführte Panzerkräfte ein, die jedoch durch die panzerbrechenden deutschen Waffen so hohe Verluste erlitten, dass alle Durchbruchversuche auf der Linie Zagarolo-Palestrina zum Erliegen kamen. Infolge der ständigen hohen und herwogenden Kämpfe konnte die genaue Zahl der in diesem Abschnitt vernichteten feindlichen Panzer nicht ermittelt werden. Die feindlichen Truppen- und Panzeransammlungen wurden während

des ganzen Tages sowie in der Nacht zum Sonntag von unseren Kampf- und Nachtschlagfliegern angegriffen. Vor dem Angriff der Ju 88-Verbände leuchteten die Verbände der feindlichen Ziele aus, so dass besonders in der Ortschaft Labico, in Valmontone sowie auf der Via Cassina dem Feind schwere Verluste zugefügt wurden. Auch zwischen Valmontone und Colonna erlitten die Anglo-Amerikaner durch zahlreiche Splitter- und Brandbomben unserer Nachtschlagflieger erhebliche Ausfälle.
Im Berggebiet des Val Roveto, südöstlich von Sorano, führten Verbände der britischen 8. Armee nach heftiger Artillerievorbereitung wiederholt starke Angriffe gegen unsere Stellungen. Wie schon bisher, so wurden auch diesmal vorwiegend neuseeländische Truppen eingesetzt, die im Abwehrfeuer unserer Waffen empfindliche Verluste erlitten, ohne einen nennenswerten Erfolg erzielen zu können.

Die Lage in Ostasien

Weitere Fortschritte der Japaner in Honan 15 000 Inder gingen zu Bose über

TOKIO

Das Kriegsgeschehen im grossen ostasiatischen Raum steht im Zeichen japanischer Offensivtätigkeit in der chinesischen Provinz Honan, wo die Truppen des Tennos sich seit dem 28. Mai im Vormarsch auf die Hauptstadt Changsha befinden. Während Changsha sowie Siankiang, Yuanjiang, Mio und andere Städte in der Provinz Hunan systematisch von der japanischen Luftwaffe angegriffen werden, haben sich starke japanische Infanterieverbände bereits tief in das Gebiet des Tschungking-Sees vorgeschoben, das von den Tschungking-Truppen der 6. und 9. Kriegszone verteidigt wird.
Das kaiserliche japanische Hauptquartier hat verständlicherweise bisher nicht auf das Schwere der neuen japanischen Offensivtätigkeit verlassen. Umso zahlreicher sind die Meldungen aus Tschungking, die sich mit Spekulationen über den zu erwartenden japanischen Schlag gegen die Tschungking-Militärkraft in diesem Teil Chinas befassen. Im

Hauptquartier von Chiangkai-shek herrscht grosse Nervosität, zumal Anzeichen dafür vorliegen, dass die Japaner auch in der Provinz Honan Vorstösse machen, um nach dem Fall von Loyang auf die in der Provinz Shensi vorzustossen. Gleichzeitig melden Tschungking-Berichte das Zusammenstossen von starken japanischen Verbänden im Norden von Indochina mit dem angeblichen Ziel, Kunning die Hauptstadt der Provinz Jünnan, einzunehmen.
Amerikanische Berichterstatter in Tschungking weisen daraufhin, dass bereits jetzt die alliierte Luftwaffe in Tschungking-China, die eine erhebliche Anzahl von Flugplätzen in Südchina angelegt hat, in ihrer Tätigkeit auf das Schwere bedroht ist. Die drohende allgemeine Lage hat dem Regierendesprecher in Tschungking neuen Anlass gegeben, einen weiteren dringenden Hilfruf an Washington zu richten.
Fest steht, dass die Tschungking-Truppen sich in diesem Jahr nicht mehr vergleichen lassen mit

jenen der früheren Jahre. Sollte es den Japanern wirklich gelingen, auch die Eisenbahnstrecke Hankau-Kanton in ihren Besitz zu bekommen, dann wären damit die gesamten Tschungking-Truppen östlich dieser Bahn von ihrem Hinterland abgeschnitten. Sie müssten in diesem Fall entweder das ganze Gebiet räumen oder sich gefangen nehmen lassen.
Auf dem Kriegsschauplatz der indisch-burmesischen Grenze haben sich in den letzten Tagen keine Ereignisse von grösserer Bedeutung abgespielt. Bemerkenswert ist die immer grösser werdende Zahl der indischen Soldaten, die aus den Reihen der englischen Truppen zu den Japanern übergehen. Nach einer von japanischer Seite bestätigten Meldung aus Rangoon handelt es sich in den letzten Tagen allein um mehr als 15 000 Mann, die meistens den studierten Ständen angehören.
In Indien selbst nimmt inzwischen die wirtschaftliche Lage immer katastrophalere Formen an. Der Präsident des allindischen Gewerkschaftskongresses, S. A. Dange, erklärte in einer Pressekonferenz der Indien-Liga in London, dass die Produktion in ganz Indien vor dem Zusammenbruch stehe, dass die Lage der indischen Arbeiter einfach furchtbar sei und dass mit einem raschen Umschlagen der Hungersnot in Indien gerechnet werden müsse, falls nicht sofortige und drastische Massnahmen ergriffen würden.
Auf dem pazifischen Kriegsschauplatz haben die Amerikaner das Schwergewicht ihrer Tätigkeit auf das Gebiet von Neu Guinea geschoben. Nach den früheren Landungen bei Eltapa und Holland hat die Lage jetzt einen weiteren Sprung nach Westen gemacht und ist auf die Insel Biak gelangt. Hierbei ist es auf den erbitterten Widerstand der japanischen Streitkräfte gestossen, die ihm schwerste Verluste beigebracht haben, einschliesslich der Versenkung von neun amerikanischen Kriegsschiffen und der schweren Beschädigung von sechs weiteren Einheiten. Die ununterbrochenen japanischen Gegenangriffe haben jedenfalls dazu geführt, dass der feindliche Plan, West-Neuguinea an sich zu reißen, gescheitert ist und die Amerikaner sich damit begnügen müssen, auf einem verhältnismässig kleinen Landekopf Fuss zu fassen.

Verlasst Indien!

Gandhi bleibt seinen Forderungen treu Ein Brief des Mahatma

TOKIO

Der Propagandaminister der provisorischen Regierung des freien Indiens, G. A. Ayer, erklärte in einem Presse-Interview: «Für die Kämpfer um die Freiheit Indiens ist es heute von äusserster Wichtigkeit, dass Mahatma Gandhi sich seiner Befreiung aus dem Gefängnis trotz aller britischen Misshandlungen und Intrigen die Verlasst Indiens-Resolution immer wieder bestätigt hat».
Ayer erklärte ferner, das wichtigste Ereignis der Woche sei die Veröffentlichung eines Briefes Gandhis an den indischen liberalen und parteilichen Führer, Mukund Ram, der Gandhi zu verstehen, dass er nicht bereit sei, die Verlasst Indiens-Resolution zurückzuziehen. Das zeige die unerschütterliche Haltung des Mahatma. Er sei ein echter Patriot und fest entschlossen, die Unabhängigkeit Indiens zu verwirklichen.
In wirtschaftlicher Beziehung fand Gandhi eine sehr schwere Hungers-

not vor. Zwei Millionen waren bereits verhungert, und Millionen andere unterernährt. Die Nahrungsmittelknappheit schrieb Gandhi der britischen Ausbeutungspolitik zu, besonders im Jahre 1942, als ungeheure Mengen Nahrungsmittelvorräte dem Lande entzogen wurden, um der Ernährung der britischen Streitkräfte in Westindien und anderswo zu dienen.
In militärischer Beziehung stellte Gandhi fest, dass die Briten sich bemühen, das Land mit immer festem Griff ganz an sich zu reißen, obgleich neben den britischen auch amerikanische, westafrikanische und Tschungking-Truppen auf indischem Boden stehen. In Bengalen und in Assam vertrieben die Briten ganze indische Bevölkerung. In brutaler Weise und ohne Rücksicht auf die Folgen rissen sie die indischen Massen aus ihrem Heimatland. Politisch gesehen stellte Gandhi fest, dass die Briten für die indische Unabhängigkeitsbewegung nichts als Verachtung zeigten. Die Erklärungen Amerys lassen hierüber keinen Zweifel.

Wie kämpft der USA-Soldat?

Von Bernd W. Beckmeier

BERLIN

In England erzählt man sich die Geschichte von den zwei USA-Soldaten, die in einem Londoner Lichtspielhaus den Film über den Kampf in der Wüste ansahen, wobei der eine durch den aus den Lautsprechern hinter der Leinwand quellenden Schallenschall ohnmächtig wird, während der andere sich beim Hinausgehen eine neue Medaille als Zeichen einer durchstandenen und gewonnenen Schlacht anheftet. Witze vermögen geheime Schwächen in das Rampenlicht der Komik zu zerren, sie vermögen Eitelkeiten und Komplexe des Junglingsalters - der Spottlust freizugeben. Aber sind sie Gradmesser des Persönlichkeitswertes der Bewitzelten? Als Gegner verspüren wir keinerlei Neigung, den amerikanischen Soldaten in das Scheinwerferlicht der von den englischen Bundesgenossen benutzten Satire zu rücken und etwa seine Vorliebe für Ordensdekorationen zum Prüfstein seiner Kampfmoral zu machen. Wir wissen, dass rund 3,5 Millionen alliierte Soldaten auf der englischen Insel stehen, davon etwa 75 Prozent Amerikaner, sie alle bereit, den Sprung über den Graben zu wagen. Die in Süditalien und auf Korsika massierten Truppen bilden für uns gleiche Repliken. Die Steigerung der Luftkrieges sieht fast täglich amerikanische Bombengeschwader über Deutschland wölkeln. Wie sollten wir da spotten wollen? Die hochgetriebene Agitation des Gegners mit ihren vielfach verlierten Informations-Schlagtrüben, mit ihren selbstgefälligen Betrachtungen und Kraftdemonstrationen vermag zwar die Erinnerung an die homerischen Kriege zu wecken, in denen sich die gegenüberstehenden Kriegsparteien durch den Lärm der Kampfesruft über die tatsächliche zu erzielenden Effekte der Schlacht zu täuschen versuchten. Doch der Ernst der Stunde verbietet jegliche Fehleinschätzung und Unterwerfung des Gegners.

Wie kämpft nun der amerikanische Soldat? Die Plakate zur Freiwilligenwerbung in den Strassen der amerikanischen Städte zeigen ihn als einen kräftigen, gut durchtrainierten Burschen, dessen Muskeln das Draufgängertum verraten. Die Briten sehen ihn durch ihre Brille als einen zwar als Kampfgenosse willkommenen, jedoch als Besatzungsmacht im eigenen Land höchst unerwünschten Gast. Die deutschen Truppen trafen und treffen auf ihn als Gegner in Nordafrika, auf Sizilien, in Süditalien und in den erbitterten Schlachten zur Luft. Seine Würdigung braucht sich also nicht lediglich auf Plakate in eigener Sache und auf der satirischen Schau des Bundesgenossen zu beschränken, sondern kann auf Erfahrungen fusen, die Positives neben Negatives stellt, um ein geschlossenes Bild zu erhalten.
Die kämpferischen Eigenschaften eines Soldaten vermögen in dem Trommelfeuer der Wucht der Granaten und Bomben überdeckt zu werden. In den scheinbar kleinen Episoden der Stossstrübe, in dem Aufeinanderprall zweier kleiner Kampfgruppen von nahezu gleicher Stärke deutet sich jedoch am klarsten die Kampfmoral des Soldaten. Hier lernten die deutschen Truppen den Amerikaner an besten zu schätzen. Ausserordentlich erhellend ist das Bild der Plakate. Zumeist gross, breit, schulterig, in der für ihn typischen Kleidung aus grauem Segeltuch stand er vor ihnen. Dutzende von Taschen in Jacke

und Hose, sämtlich mit Reissverschlüssen zugezogen, scheinen Geheimnisse zu bergen und enthalten doch nur Wehrpapiere, einen Brief der Mary aus Cleveland, einige Bildchen derart, wie sie ein Mann guter Rufs nicht gern in seinen Westentaschen finden lässt, Kalender, Notizblock und sonst gar nichts. Politische Literatur verbringt sich sehr selten unter den eingeklinkten Haken der Taschenverschlüsse, hier und da vielleicht ein antisemitischer Aufdruck in manchen sehr geschickter Form, dicht daneben jedoch ein Dekativ-Roman in Taschenformat. Als Bewaffnung trägt er das Gewehr, eine Maschinenpistole, einige Handgranaten und ein Buschmesser von etwa einem Viertel Meter Länge, mit dem er in der Ausbildung auf den Nahkampf gedrillt wurde.

Seine Kampfesweise im Stellungskrieg erstreckt sich vor allem auf ein sehr gewandtes und alle Vorteile der Natur auszunutzendes - Amerika ist ja nicht nur das Land der Grossdallies, sondern auch der Handgranaten, wobei der Ausbildung gemäss die Drahtschlinge zur Hilfe genommen werden soll, um durch lautlose Ueberwindung der Posten die Gefahr des Entdecktwerdens zu verringern. Dieses Anschleichen darf als typisch gewertet werden. Wird er im Stosskampf zu gewaltsamen Grundung der Stellungen des Gegners, etwa mit dem Ziel, Gefangene zu machen, durch das Niemandland geschickt, lässt sich also ein Nahkampf nicht vermeiden, so gibt er der Kampferregung durch schnelle Schussfolgen ohne direktes Ziel Ausdruck. Die deutschen Soldaten, die dem Amerikaner im Nahkampf gegenüberstehen, ohne dass der Gegner auf einer zahlenmässigen Uebermacht fussten konnte, berichten übereinstimmend von der Neigung des Gegners, sich nicht zu nah an den Feind heranzuwagen. In Italien kursiert bei den deutschen Truppen das Wort: «Der Yankee kämpft auf drei-Meter-Distanz! Dies mag überraschen, da die breiten Schultern des Rugby-Spieler vermuten lassen, der sich anrempelnd dem Gegner entgegenwirft. Aber es scheint doch ein Ausdruck eines Unterlegenheitsgefühls zu sein, das in der Materialschlacht durch den Lärm der schweren Waffen überblüht wird, sich jedoch im Nahkampf drastisch ausspricht.

Die Art der amerikanischen Kriegführung ist symptomatisch für dieses Gefühl des einzelnen Mannes. Das Kampfgeschehen an der italienischen Südfont zeigt deutlich, dass der Amerikaner erst dann zu einem Gewaltstoss ansetzt, wenn er sich im Gefühl der materialmässigen und auch rein zahlenmässigen Ueberlegenheit weiss. Nach der Landung bei Anzio stoppte er seinen Vormarsch, bis er genügend erscheinende Divisionen und schwere Waffen zur Weiterführung des Kampfes konzentriert hatte. Als die schweren Bombardements Casinos nicht das mühselige Vorschreiten der Infanterie gestatteten, liess er das Geschossen zum Stellungskrieg werden. Bis der starke Nachschub herangekommen und eine ihm überwältigend dünkende Uebermacht hergestellt war. General Clark argumentiert in seinem Tagesbefehl stets mit Hinweisen auf diese Massenüberlegenheit, da er offenbar hierdurch die Kampfmoral seiner Truppen erhöhen kann. Die Militärkommandanten der anglo-amerikanischen Blätter erstrecken einen Fehlschlag stets mit der Feststellung des «zu spät». Hätte die Truppenführung darauf verzichtet, so äussert man unmutig, die notwendige erscheinende Ueberlegenheit herzustellen, wäre man gleich handstreichartig vorgegangen, so hätte die deutsche Führung keinerlei Zeit erhalten, die Vorteile der inneren Linie zu nutzen und die Verfestigung der Abwehrfronten herbeizuführen. Die amerikanische Truppenführung liess sich durch keinerlei Hinweis dieser Art beeinflussen. Es scheint also doch so zu sein, dass die Führung dem Mann das Gefühl der materialmässigen und zahlenmässigen Ueberlegenheit geben muss, um seine volle Kampfkraft zu entwickeln. In diesem Licht scheinen die Praktiken der amerikanischen Luftkriegführung als Beweis angesehen werden zu können. Der Zusammenschluss zu festen Pulks der Bomber und die Zusammenfassung der Jäger zum Verbandsflug entspringen demnach nicht nur taktischen Erwägungen, sondern entsprechen zugleich der amerikanischen Mentalität des Massenbewusstseins.

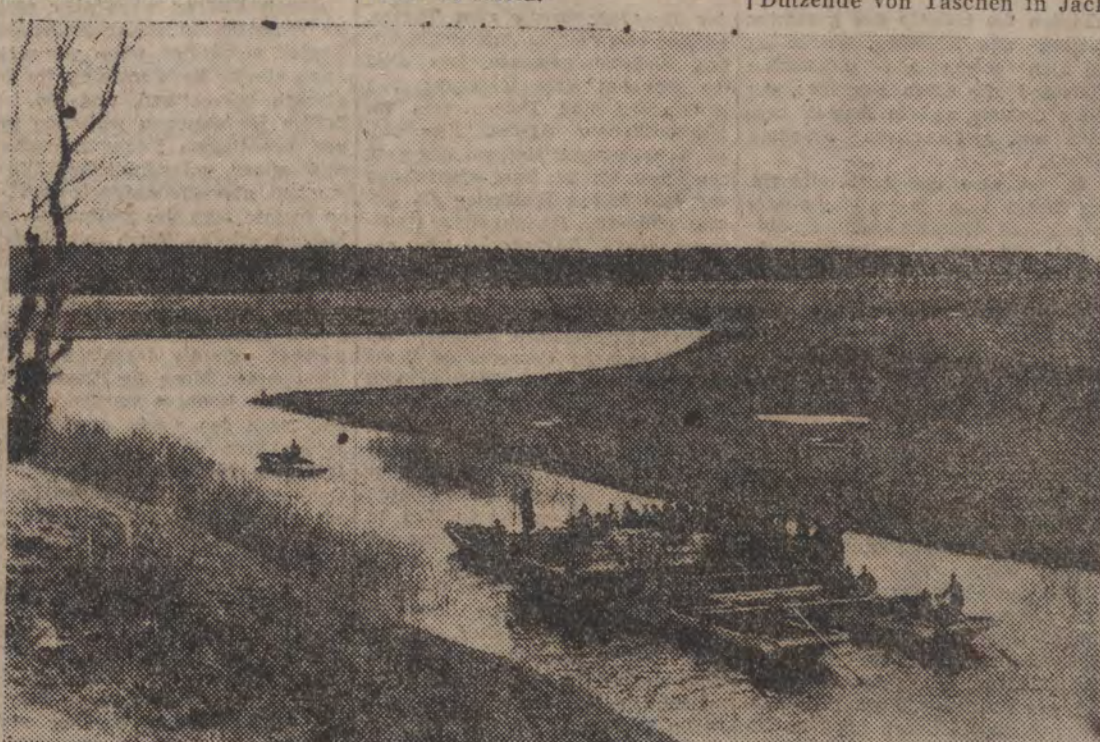
Wir sehen so den amerikanischen Soldaten als einen Kämpfer, der sicherlich gut ausgerü-



Gefangene Bolschewisten in Zivilkleidung hatten sich im Bahngelände versteckt. Sie mussten erst aus ihren Löchern herausgeholt werden. An Ort und Stelle findet die Vernehmung und Durchsuchung statt. Aufn. SS-Kriegsbericht. Lindner



Der Oberbefehlshaber der deutschen Fallschirmjäger, Eichenlaubträger und General der Flieger, Student, besucht seine Fallschirmjäger, die auf der Wacht im Westen stehen. Aufn. Kriegsbericht. Appre (FBI)



Da die Strassen in Nordabschnitt der Ostfront während der Schlammperiode möglichst gesäubert werden sollen, gehen Nachschubtransporte so weit als möglich auf dem Wasserwege zur Truppe. Eine Fähre mit Mannschaften und Verpflegung streift aus einem Seitenkanal dem offenen Wasser zu. Aufn. Kriegsberichte. van der Piepen (Gh)

Beim „Sternengucker“ von Triest

Besuch des Observatoriums - Eine Reise zu den Kratern des Mondes / Von Hermann-Walter Döring

Nur wenigen der vielen Passanten, die täglich am kastellartigen Gebäude des Triester Observatoriums in der Via Tiepolo vorbeiziehen, wird bekannt sein, welche Wunder sich für uns Menschen jenseits der das Institut umgebenden Mauern verbergen. Hinter ihnen liegt fern vom bewegten Trübel der Stadt eine Welt für sich, deren Grenzen, befreit von irdischen Massen, in der Unendlichkeit des Alls verlaufen, eine Welt aber auch der stillen, intensiven Arbeit. Der Leiter dieser Sternwarte, Professor Lacchini, führt dort das Leben eines Einsiedlers, um in stiller Zurückgezogenheit, mit einer jedem echten Forscher anhaftenden Leidenschaft, sich der wissenschaftlichen Durchdringung kosmischer Geheimnisse zu widmen.

Auch uns hat diese aus Neugier und unersättlichem Wissensdurst genährte Leidenschaft gepackt, als wir mit dem Professor durch die stillen Winkel des Institutsgebäudes zu den kleinen, kuppelüberwölbten Pavillons gehen, um mit Hilfe der Riesenteleskope unsere Blicke zu einer Forschungsreise in die Kraterlandschaft des Mondes und in die geheimnisvollen Zonen der Sterne zu schicken.

Fiebernde Erwartung erfüllt uns, als wir einen dieser Pavillons betreten. Mit zeremonieller Feierlichkeit führt uns der Professor in einen kleinen Nebenraum, in dem sich ein Zeitmesser befindet, und wir hören, dass mit Hilfe solcher Instrumente die Uhren der ganzen Welt geregelt werden. In einer mehrstündigen Arbeit kann man mit ihnen den Uebertritt irgend eines Gestirns über den Meridiankreis bis auf die Hundstelschen Sekunden genau feststellen. Nach diesem Messergebnis wird dann unter Zuhilfenahme von Tabellen die Uhrzeit errechnet.

Dann steigen wir über eine Wendeltreppe in das obere Stockwerk des Pavillons und stehen voller Staunen vor dem Riesenteleskop, das sein inneres Äußeres Kaliber einer schweren Kanone gleich emporsteht. Mit unendlicher Sorgfalt entfernt der Gehilfe des Professors die schützenden Hüllen, während er selbst mit fleißigen Gebärden und vorsicht-



Der Leiter des Triester Observatoriums, Professor Lacchini, am Riesenteleskop.

fälligen Präzisionsmaschine des Zeiss-Fernrohrs enden. Bedächtig zielt er bald auf diesen, bald auf jenen Stern, ganz so, als kutschte er ein paar Pferde, während sein Auge unverwandt am Okular haftet. Es ist mühsam, still in dem kleinen Raum, als seine Hände schließlich die Leinen fallen lassen und der kleine, spitzbürtige Mann in regungsloser Starre auf das Okular verharret. Minutenlang schaut er so zur Sichel des Mondes hinauf. Dann erst richtet er sich empor, fährt mit der Hand über die Augen, und während er uns lächelnd ansieht, fordert er mit einladender Geste zum Schauen auf.

Soll ich verleugnen, dass mir das Herz klopfte, als ich hastig hinzutrete, viel zu hastig für die Feinheit des Professors die schützenden Hüllen, während er selbst mit fleißigen Gebärden und vorsicht-

schafft des Mondes meinen Blick zu sich hinauf und während ich gebannt die Vielfalt der Krater sehe, erinnere ich mich an einen Bombenangriff in Russland, bei dem ich auf dem Schutt und Rauch der gleichen Weise dargeboten. Als sich meine Augen dann an die Grelle des Lichts gewöhnt haben, beginne ich klarer zu unterscheiden. Ich sehe Berggipfel ihre Schatten über öde, ausgestorbene anmutende Flächen werfen und erkenne dort, wo der Schatten der Erde das Licht der Sonne abhüllt, auf der Grenze zwischen Mondnacht und Mondtag, einsame Höhen in strahlender Helle, während die Täler ringsum schon im Dunkel der Nacht versunken sind. Wo der trübe Blick in die kosmischen Gefilde schweift, scheint das Herz für Sekunden still zu stehen und der Atem zu verharren. Der

von dieser gelöst habe, dass er 384 000 Kilometer von ihr entfernt und 40 mal kleiner und 80 mal leichter als unsere Welt ist. Ich erfahre weiter, dass es auf dem Mond kein Wasser und damit auch keine Wolken gibt, dass die Temperatur dort oben am Tage 100 Grad Hitze und in der Nacht 150 Grad Kälte misst und schließlich höre ich, dass die Berge eine Höhe von 8 000 Metern haben.

Minuten darauf erblicke ich dann den Jupiter, der als faustgroße Scheibe inmitten seines Trabanten in 149 600 000 Kilometern Entfernung von der Erde durch das Weltall schwebt. Später zeigt uns der Professor das Sternbild des Herkules und wieder befällt mich fassungsloses Staunen, als ich in unendlicher Weite — für das normale Auge sonst nicht sichtbar — eine ganz neue Sternwelt erkenne, einen Haufen von hunderteausend kleinen flimmernden Lichtern.

Unablässig sauge ich das Bild in mich hinein, während die erklärende Stimme des Professors, wie aus einer anderen Welt kommend, zu mir dringt. Er spricht davon, dass der Mond sich wahrscheinlich während der Entstehung der Erde

Anblick anderer Welten ist so verblüffend, dass er mich ganz und gar fesselt und ich kann verstehen, dass der Professor in seiner Jugend so sehr von den Bildern des Weltalls gepackt wurde, dass er ein Leben lang nicht mehr von ihnen loskam.

Als Postbeamter verbrachte er früher einmal jede freie Nacht am Okular und zwanzig Jahre hindurch erforchte er nebenberuflich den Lichtwechsel der beweglichen Sterne, entdeckte einen Planeten und schrieb ein umfassendes Lehrwerk, für das allein 42 000 Anmerkungen von ihm notiert und gesammelt werden mussten. Auf Grund dieses Werkes verlieh man ihm den Professorentitel und vertauschte ihm ein Sternwarte an. Wir können darum seinen Stolz verstehen, mit dem er uns dann zu den übrigen Apparaten des Observatoriums führt, zur Riesenkamera beispielsweise, mit der die Landschaft des Mondes oder die Flugbahn eines Kometen bildlich festgehalten werden kann und die heute einen Wert von mehreren Millionen Lire hat.

Als wir zum Abschluss unserer Besichtigung im Studierzimmer von Professor Johann Baptist Lacchini noch ein Weibchen beieinander sitzen, berichtet der sechzigjährige Gelehrte vom schlechten und düsteren Klima Triests, das sich auch auf die Sternforschung ungünstig auswirkt, weil es nur in wenigen Sommermonaten die erforderliche klare Sicht gestattet. Und dann plaudert er von der Geschichte seines Instituts, das aus dem früheren österreichisch-ungarischen Marine-Observatorium hervorgegangen ist und sich demgemäß damals auch mit nautischen Messungen beschäftigte. Heute diene das Institut jedoch nur noch der Erforschung der ätherischen Welt.

Auf dem Nachhauseweg sehe ich noch immer die Landschaft des Mondes vor meinen Augen und denke, als ich die Stufen zur Stadt hinabschreite, ruf mich das irdische Leben in seine Bahnen zurück. An meinem Weg stehen in verschwommenen Winkeln heimlich sich küssende Paare, und ich beginne im stillen unsere Mutter Erde mit allem, was sie hervorgebracht, zu preisen. Ist es nicht schöner hier unten bei uns, als in den Kraterwüsten des Mondes? Mögen sie uns auch bei ihrem Anblick für Minuten ganz in ihren Bann ziehen — leben möchte ich nur auf unserem Stern, der vertrauten Mutter Erde.

IM BLICKFELD DER ADRIA

TRIEST

Schecks gleich Geldscheine
Die Präfektur erinnert alle öffentlichen Ämter, Gesellschaften und Privatpersonen daran, dass in der gleichen Weise wie Geldscheine die Wechsel der Banca d'Italia, der Banca di Napoli und der Banca di Sicilia, sowie die freien Bank und Zirkulärschecks der Kreditinstitute und der italienischen Sparkassen, die in festen Werten von 50, 100, 500 und 1000 Lire ausgegeben werden, angenommen werden müssen, auch wenn sie von Kreditinstituten der Provinz ausgegeben und in Blanko giriert sind, sodass eine weitere Girierung unnötig ist.

Zur Ausgabe der Lebensmittelscheine

Zu der am 2.6. veröffentlichten Meldung wird uns mitgeteilt, dass die Karten auf der Präfektur Zimmer 22 (nicht Zimmer 23, wie irrtümlich berichtet) abzuholen sind.

Ferner wird darauf aufmerksam gemacht, dass Reichsdarlehen, die schon vor dem 8.5.1943 in Triest ihren ständigen Wohnsitz hatten, in Anlehnung an die Lebensmittelscheine der Reichszusatzkarten bei der Ortsgruppe der AO der NSDAP verlängern können.

GOERZ

Bunter Abend

Eine Abteilung der Wehrmacht veranstaltete im Festsaal der Dienststelle des Deutschen Botschafters einen bunten Abend. Anwesend waren u. a. der deutsche Berater, und der Militär-Kom-

mandant, die gemeinsam mit dem Publikum den vielen Nummern reichen Beifall zollten.

Kinderlandlager geöffnet

Am 3. Juni werden wie in jedem Jahre wieder die Kinderlandlager der Faschistischen Partei eröffnet. Sie bleiben bis zum 30. September in Benutzung und können von rund 3 000 Kindern besucht werden. Für ausreichende Verpflegung sowie für Schutz vor Fliegerangriffen ist gesorgt.

Ende des Schuljahres. Am 17. Juni ist das Schuljahr für die Volksschulen der Provinz beendet.

Für den Schwarzen Markt bestimmt. Die Wirtschaftspolizei hat in diesen Tagen größere Mengen Ware beschlagnahmt, die zum Verkauf auf dem Schwarzen Markt bestimmt waren. Es handelt sich u. a. um 235 kg Mehl, 150 kg Korn, 745 Eier, 350 kg Weizenmehl, 85 kg Fleisch, 120 kg Salz, 140 kg Kleie und vier Schafe.

UDINE

150 000 Lire Brandschaden

In einem landwirtschaftlichen Gebäude von Blaizzo brach aus unbekannten Gründen ein heftiger Brand aus, der große Mengen Heu, Stroh, Ackergeräte, Seldensuppen und einen Teil des Gebäudes selbst vernichtete. Der Schaden beläuft sich auf 150 000 Lire.

Erstes Platzkonzert. Auf der Piazza Contarena findet heute, Sonntag, um 19.30 Uhr ein Platzkonzert eines Musikkorps der deutschen Wehrmacht statt, das den Auftakt zu einer Reihe solcher Sonntagskonzerte bildet.

FIUME

Einfreise aus Kroatien

Die Platzkommandantur mit: Ab 10. Juni 1944 müssen alle Zivilpersonen, die aus Kroatien in den Raum der Operationszone „Adriatisches Küstenland“ (einschließlich Sonderkommandat Susak-Krk) einreisen, eine Einreisebewilligung von der Platzkommandantur Fiume des Kroatischen Konsulats, oder des kroatischen Konsulats in Triest, einholen.

Desgleichen ist die Ausreise von Zivilpersonen aus der Operationszone „Adriatisches Küstenland“ (einschließlich Sonderkommandat Susak-Krk) nach Kroatien ohne Ausreisebewilligung von der Platzkommandantur Fiume schriftlich zu beantragen.

Lebensmittelscheine gestohlen. Während eines Fliegerangriffs wurden einer Familie Lebensmittelscheine für sechs Personen gestohlen.

Von Unbekannten angeschossen. Ein deutscher Wagen wurde am 3. Juni in der Nähe der Piazza Contarena von Unbekannten angeschossen. Ein 50-jährige Frau aus Udine wurde schwer verletzt nach Udine ins Krankenhaus gebracht. Wie sich herausstellte, ist sie unterwegs von Unbekannten angeschossen worden.

Bergbauern gingen zur See

Vom Aufstieg und Ende der Sabionceller Handelsschiffe

Zwischen der sumptuösen Narenta- und der blühenden Küste Ragusas, dort wo die Narenta-Straße im Jahr 1000 eifrig ihre berüchtigte Tätigkeit ausübte, blüht heute ein schmales Halbinsel aus dem dalmatinischen Festland herauf, um sich zwischen den grossen Inseln Lesina und Curzola auf 60 Kilometer Länge ins Meer zu schlenken. Wild, kahl und schwach bewohnt, beherrscht sie der steile Monte Vepora, dessen 1000 Meter hoher Gipfel die Landschaft schön, aber unheimlich versteinert. Silbrige Olivenhaine, grüne Weinberge und gut bebauter Felder umgeben mit ihren satten Farben die drei kleinen Ortschaften Viganj, Kuciste und Orebie, die sich Curzola gegenüber längs der Küste hinziehen.

Obgleich die Halbinsel Sabioncello nahe der bedeutenden Insel Curzola liegt, deren Hauptstadt immer ein wichtiges Versorgungszentrum war und den Kanal hinter der als kürzester Verbindungsweg zwischen Süd- und Norddalmatien die „Dalmatinischen Dardanellen“ genannt wird, lagen dennoch die ältesten Ansiedlungen der Halbinsel nicht an der Küste selbst, sondern auf halber Berghöhe, wenigstens eine Gehstunde vom Meer entfernt, um den Angriffen der Seeräuber entgegen zu können. Sabioncello gewann erst Bedeutung, als zu Beginn des XVI. Jahrhunderts die Familie Orebie ein festes Schloss zum Schutz ihrer Warenlager und Schiffe anlegte. Aus diesen bescheiden Anfängen entwickelte sich die Handelschiffahrt der Halbinsel unmerklich rasch.

In den folgenden Zeiten segelten die zahlreichen Schiffe Sabioncellos unter der weissen Flagge Ragusas und hoben das Ansehen der Republik durch ihre kühnen Seefahrten. Es ist ein unerklärliches Phänomen, wie diese Bergbauern sich plötzlich in beste, erfahrene Seeleute verwandelten von einem solchen Seefahrtsweg, dass sie Nationen mit alten, maritimen Traditionen überflügelt.

Zur Zeit der französischen Revolution wurden die Sabionceller oft in geschichtliche Ereignisse verwickelt. Im Jahr 1799 brachte der Kaiser „La Buona Unione“ König Viktor Emanuel I. und seine Familie von Livorno nach Cagliari in Sicherheit. Nicht einmal der Fall Ragusa im Jahre 1810 vernichtete die Expansionskraft der Handelsmarine Sabioncellos herabzuwürdigen. Auch unter österreichischer Herrschaft behielt sie ihre Bedeutung. So gewann 1858 der Triester Segler „Alone“, nach einjähriger Kreuzfahrt im Chinesischen Meer, eine Art Blauen Band.

Im XIX. Jahrhundert ist die Schiffahrt Sabioncellos derjenige Ragusas überlegen und die Zahl der Schiffe wächst derart,

kleinere für die dalmatinische Küstenschiffahrt. Mehrere Sabionceller besaßen eigene Privatflotten im Ausland. So gab es in Maritimo am Asowischen Meer eine 40 Segler starke Flotte, deren Besitzer auf der Halbinsel zu Hause waren. Auch Janjina, im Inneren der Halbinsel gelegen, besaß eine eigene Flotte, die aus nahezu 50 Schiffen bestand. Etwa 2000 Ausgewandene waren in ein kleines Bergdorf, das die See nur aus der Ferne erblicken konnte!

In der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, besonders in der Zeit von 1850-1870, erreichte die Schiffahrt Sabioncellos eine solche Blüte, dass sie diejenige Ragusas, der Bocche di Cattaro und Lussin zusammenkommen, in den Schatten stellte und gleich hinter dem österreichischen Lloyd rangierte, der grössten und staatlich unterstützten Gesellschaft der Monarchie.

Aber das goldene Zeitalter der Sabionceller wurde durch die Dampfschiffahrt hart bedroht. Schon im Jahr 1819 war das erste österreichische Dampfschiff mit Hilfsegeln im Adriatischen Meer erschienen und 1833 hatte das durchquert, 1837 besaß der reichliche Lloyd bereits 7 Dampfschiffe und 1852 waren es 20. Die Vereinigten Staaten hatten rund 700 und 1852 das Doppelte an Dampfern. Großbritannien rund 1820 und über 34 Dampfschiffe. Bei all diesem Fortschritt erreichte gerade in jener Zeit die Segelschiffahrt ihre höchste Blüte, da sie durch die rasche Geschwindigkeit der Dampfer noch nicht bedroht war. Als jedoch die Ueberfahrt von New York nach London im Jahre 1850 aus 13 Tagen im Jahre 1850 auf 10 Tage im Jahre 1870 herabkam, zeigte sich Gefahr in ihrer ganzen Größe. Die Sabionceller beschloßen,

re Flotte umzubauen. Infolgedessen anderer Gesellschaften, die bei diesem Versuch zu scheitern waren, und Grund von Unkenntnis hergeleitet durch den politischen Kampf in Dalmatien, wurde das mächtige Gebäude ihrer alten Tätigkeit plötzlich nicht und verschwand schnell, wie es entstanden 1850 war die Gesellschaft vollständig aufgelöst.

Aber der Unternehmung der Sabionceller wurde durch nicht beabsichtigt, bis vor wenigen Jahrzehnten, den sie als Kapitane und Grundpfeiler der österreichischen Handelsmarine. Heute wird sich nicht mehr alle Männer der Halbinsel, sondern sind zum Ackerbau zurückgekehrt, um sich widmen sich intellektuellen Berufen. Besonders in Geschichte und Archäologie leisten sie hervorragendes.

In den drei trübsamen Jahrhunderten Sabioncellos abzählen noch heute uralte Segel von der Segelschiffahrt 70-80 Jahren!

Gjika Bodo

Blick auf die dalmatinische Insel Lesina, die der Halbinsel Sabioncello vorgelagert ist.

UNSER AUSLANDSBERICHT

Horchposten der Invasion

Das Leben in Algier - Angloamerikanische Kriegsschieber machen sich breit - Jagd nach der Fata Morgana

„Algier ist so ähnlich wie London, ein Horchposten der Invasion“, schrieb kürzlich der Korrespondent der Zeitung „ABC“ und schilderte in diesem Zusammenhang die bei allen ungenügende Nervosität, die bei allen Dienststellen herrscht. Der Korrespondent des „Daily Telegraphs“ bezeichnete das Leben in Algier als unruhig, was vor allem in den Sitzungen der konsultativen Versammlungen beredten Ausdruck fand. Ein amerikanischer Reporter nannte das Algier-Komitee eine Nomaden-Regierung, deren ganzes Gepräge Zeugnis davon gebe, dass sie nicht wisse, wo sie morgen tagen werde.

In solchen Urteilen spiegelt sich die Konfusion dieses Scheinbildes wieder. Man lebt in Algier nur von heute auf morgen, von der Hand in den Mund, erklärte ein neutraler Diplomat, der soeben von dort nach Tetuan zurückkehrte. Niemand weiss, ob er morgen noch lebt. Die Schauprozesse sind die Ausbeute einer krankhaften Dilettanten, morgen das Schicksal der alten Männer besitzenden, von denen er annimmt, dass sie ihm einmal gefährlich werden könnten. Die Gauls „Gründe dieses Bestehens auf einer Prestigestellung mit den Worten aus: „Die Durchführung der Hochverratsprozesse ist das Algier-Komitee seinem Prestige schuldig. Die Stadt Algier hat ihre Einwohnerzahl im Laufe der letzten beiden Jahre um nahezu 100 000 Köpfe vermehrt. In dieser Zahl sind die Besatzungsmilitä-

närllich nicht eingerechnet. Auch diese Vermehrung ist, um mit den Worten des Korrespondenten des „Daily Telegraphs“ zu reden, unwirklich. Die Mehrzahl der Neuzugewonnenen sind Zeugnisse des Krieges, die nach Algier kamen, um mehr oder weniger dunkle Geschäfte zu machen. In einer Gerichtsverhandlung, die kürzlich von amerikanischen Militärs durchgeführt wurde, erklärte der Vorsitzende, dass Algier ein Dorado für angloamerikanische Kriegsschieber geworden sei.

Stark vermehrt hat sich in der letzten Zeit auch der Invasionsanhang. Es handelt sich dabei um Kaufleute, Vergnügungs-Agenten, Mitglieder von Theater- und Tanzensembles, die von Algier eher zum Ziele zu kommen hoffen, als von London. Sie hebeln sich mit Rom oder Paris. Mit dem Fall von Rom hatten sie bereits zu Weihnachten gerechnet, aber ihre Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Inzwischen vertrieben sie sich in Algier die Zeit mit fangwürdigen Geschäften, die sich bis nach Marokko und Tunis ausdehnten.

Obwohl sich wie der Korrespondent des „Daily Telegraphs“ schreibt, Die Gauls mehr und mehr zu einer autoritären Persönlichkeit entwickelt und sich alle diktatorischen Vollmachten angeeignet hat, so vermehrte er doch die chaotischen Zustände nicht zu entwerfen, weil die Männer, die sie heraufbeschworen, seine engsten Freunde sind, die bis zum Beginn der Invasion ihr Schicksal im

Trockenen haben wollen. Sie haben dafür gesorgt, dass es dem normalen Bürger nicht möglich ist, Milch, Butter, Käse, Kaffee, Frischgemüse, Tee und Fleisch auf seine Karten zu erhalten. Französisch-Marokko hat sich eine Schwarzhandlung gebildet, die von den Bürgern aufgestellt worden ist und nicht nur die Kaufleute kontrolliert, sondern auch die antilichen Verteilungsstellen. In Algier ist die Aufstellung einer solchen Wehr bisher auf den Widerstand der Behörden gestossen, die sich nicht in ihre Karten setzen lassen wollen.

Algier ist der Wasserkopf der Invasion. Man hängt in der Luft, weil niemand weiss, was morgen geschieht. Unzählige Projekte, die die Vergrößerung der Hafenanlagen und der Stadt zum Gegenstand haben, sind in Bearbeitung. Man weiss, dass man va banque spielt, aber die Vermehrung der Bevölkerung und der Invasionsrummel trüben den Blick für die rauhe Wirklichkeit, die eines Tages erwachen wird, wenn sich die Hoffnungen nicht erfüllen, die man in das Kriegsgeschehen setzt. Algier steht nicht auf dem Boden der Tatsachen, sondern jagt einer Fata Morgana nach. Daher ist alles provisorisch in dieser Stadt. Die Regierung, die Unterbringung der Bewohner, für die es keine Hotels und Pensionen gibt, die Verpflegung, weil niemand weiss, was es nächste Woche zu essen gibt, und die Beschäftigung, die morgen schon zu Ende sein kann.

Hermann Jung

HUMOR - ITALIENISCH GEWÜRZT



Moderna Kuh: „Die ist mutig, sie geht nie in den Keller bei Alarm.“ „Das stimmt schon, aber sie ist aus getarnt!“



Der Rat des Arztes: „Wenig Zigaretten rauchen Sie am Tag?“ „Fünf.“ „Das ist viel. Drei bringen Sie in Zukunft mir.“



Jungverlobt: „Schnell, gib mir einen Kuss, der Fotograf kann es ja nicht sehen.“



Biblische Geschichten: „Ein Glück hat dieser Loth. Jetzt, wo seine Frau zu Salz geworden ist, kann er sie zu Wucherpreisen verkaufen.“



Die Detektiv als Gast: „Man sieht, dass Sie Koch gewechselt haben. Die Fingerabdrücke sind nicht mehr dieselben.“